



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Frankreich, Annam und China.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

einigen Jahren den Grafen von Paris nach Trohsdorf führte, und dessen Unterwerfung unter den Roy die Fusion nur halb vollendet hätte. Der Herzog von Anmale weigerte sich damals, der Sache beizutreten. Die Familie Orleans zeigte damit eine Vorsicht, die an das Verhalten hochschottischer Häuptlinge im vorigen Jahrhundert erinnerte, bei welchen immer der eine Bruder für das Recht des Kurfürsten von Hannover kämpfte, während der andre im Heere des Chevaliers Charley, des Gegenkönigs, diente, sodaß, was auch passiren mochte, die Güter immer bei der Familie verblieben. Schwachmüthige Herzen erreichen nur selten glänzende Auszeichnungen, und diese übergroße Vorsicht der Familie Orleans hat ihr allenthalben Mißtrauen erweckt; die Republik gestattet ihr nicht, dem Staate zu dienen, und der „König,“ den sie nur zögernd und nicht in allen ihrer Mitglieder anerkannte, nahm sie nur ungern und vielleicht mit Hintergedanken als legitime Erbin seiner Rechte an.



Frankreich, Annam und China.



Die neue französische Ausdehnungspolitik, die sich erst auf Tunis, dann auf Madagaskar und Tonkin warf und zu gleicher Zeit im Thale des Kongo den Grundstein zu einem afrikanischen Kolonialreiche zu legen versuchte, ist ein vergleichsweise ziemlich junges Erzeugniß der staatsmännischen Kreise in Paris. Wenigstens gilt dies von der Energie, mit der sie jetzt betrieben wird. Auf große Niederlagen und Gebietsverluste folgte eine Periode der Ruhe, die von Befürchtungen geboten war, welche der Sieger einflößte. Diese Befürchtungen wurden von der Erfahrung zerstreut, und daneben machte das Bewußtsein, für alle Fälle gerüstet zu sein, gleichfalls sicherer. Man fühlte sich nicht mehr von außen her bedroht, man fühlte sich stark, und man wurde daraufhin unternehmungslustig. Die Politiker, welche die Angelegenheiten Frankreichs leiten und verwalten, warfen ihr Auge auf entfernte Länder und Inseln, um nach Entschädigung für die Verminderung der Macht und Größe in der Heimat zu suchen, und bald sah man Operationen zu diesem Zwecke sich vorbereiten. Waddington setzte die Grundsätze, welche bei diesen Unternehmungen leiteten, im Juli vorigen Jahres dem Senate in großer Rede auseinander. Nachdem er mit kräftigen Worten die Politik der Isolirung und Unthätigkeit verurteilt hatte, hob er mit gleichem Eifer die Nothwendigkeit hervor, die neugewonnenen Kräfte Frankreichs zur Erwerbung von Kolonien zu verwenden. Zunächst deutete er auf die Südküste

des Mittelmeeres hin und auf die Gelegenheit, sich dort neben Algerien auszu-
dehnen, dann aber auch auf entlegenere Gebiete. Man habe, bemerkte er, oft
behauptet, daß Frankreich sich selbst genüge, keiner Eroberungen bedürfe und
der Begabung zur Gründung von Kolonien ermangle. „Ich weiß recht wohl,
fuhr er fort, daß es uns an dem Überschuß von Bevölkerung fehlt, der in be-
nachbarten Nationen jene gewaltigen Auswanderungen fördert, welche dahin
führten, daß dem Mutterlande auf friedlichem Wege jenseits des Ozeans neue
Kolonien gewonnen wurden. Indes haben wir in Frankreich einen Überfluß
von Kapital, wir haben eine Pflanzschule von Ingenieuren, von Männern der
praktischen Wissenschaften, von Spezialisten, die vortrefflich geeignet sind, neuen
Gebieten, die durch friedliche Eroberung erworben werden, die Wohlthaten der
Gesittung zuzuführen. Jenseits der Grenzen des europäischen Frankreichs giebt
es ein moralisches Frankreich, welches sich bis in den fernsten Osten erstreckt,
und dort haben wir das nationale Interesse zu wahren.“ Gegen diese Sprache
war durchaus nichts einzuwenden, am wenigsten konnten die in ihr ausgedrückten
Anschauungen und Absichten in Deutschland bedenklich erscheinen; aber streichen
wir in der Waddington'schen Rede das Wort „friedlich“ aus, so gewinnt die
Sache ein andres Gesicht, mit dem sie uns zwar für unser Interesse auch nichts
fürchten läßt, wohl aber Möglichkeiten, ja Wahrscheinlichkeiten einschließt, die
Gefahren für Frankreich selbst bedeuten. Die ins Auge gefaßten Eroberungen
ließen sich eben auf friedlichem Wege nicht bewerkstelligen. Man bedurfte dazu
Kriegsschiffe, Soldaten und Kanonen, und es könnte sich daraus, wenigstens
in Tonkin und Annam, eine Lage entwickeln, die für Frankreich sehr un bequem,
ja verhängnisvoll sein würde.

Bis jetzt ist es nur ein kleiner Krieg, der in Tonkin geführt wird. Die
Franzosen landeten in geringer Zahl an der dortigen Küste, um die Schutz-
herrschaft über das Land zu beanspruchen und dem Handel und Verkehr neue
Wege zu schaffen. geraume Zeit stockte das Unternehmen, etwa vor Jahres-
frist kam neues Leben hinein, die Niederlage und der Tod des Kommandanten
Rivière verlangten Sühne und gaben dem Plane der Annexion neuen Antrieb,
Annam zeigte Neigung zum Widerstande, und jetzt erfahren wir aus Paris und
Hongkong, daß der dort stationirte französische Admiral mit dem Gedanken um-
geht, sich der Befestigungen an der Mündung des Hueflusses zu bemächtigen
und so den ersten Schritt zur Belagerung und Einnahme von Hue, der Haupt-
stadt von Annam, zu thun. So ist ein kleiner Krieg allmählich zu einem ver-
hältnismäßig großen geworden, der, wenn, wie vielfach erwartet wird, das be-
nachbarte China sich direkt einmischen sollte — indirekt ist dies bereits geschehen —
noch weit größere Verhältnisse annehmen würde. Der Plan der Franzosen scheint
hier die Erwerbung des gesamten Landes an den Grenzen Siams von Saigon bis
zum Nordende Tonkins einzuschließen. Wie bekannt, sind erhebliche Verstärkungen,
Landtruppen in der Zahl von etwa fünftausend Mann, zu dem Zwecke dorthin

abgegangen und bereits eingetroffen, während ein bedeutendes Geschwader an der Küste kreuzt, hinter dem ein zweites in den chinesischen Gewässern stationirt ist.

Bis jetzt scheint die Expedition gegen Tonkin nicht erfolglos gewesen zu sein. Die in aller Eile von Saigon herbeigezogenen französischen Streitkräfte haben in Verbindung mit den aus Frankreich eingetroffenen Truppen die von den Annamiten hartbedrängte Stadt Hanoi entsetzt und verschiedene Buchten des Flusses in ihren Besitz gebracht. Der in der Stadt Nam Din den Oberbefehl führende französische Offizier hat sich dort nicht nur behauptet und die Angriffe, welche die rätselhaften Leute mit der schwarzen Flagge, die nach den einen Flußpiraten, nach den andern annamitische Soldaten, wieder nach andern Abteilungen des regulären chinesischen Heeres sind, auf ihn machten, zurückgeschlagen, sondern ist seinerseits zur Offensive übergegangen und hat dabei ermutigende Erfolge errungen. Vor etwa vierzehn Tagen meldeten die französischen Zeitungen, daß der Oberst Badens aus Nam Din einen Ausfall gemacht und eine Abteilung des Feindes geschlagen, ihm gegen tausend Mann getötet und einige Geschütze erbeutet habe, wobei er selbst fast gar keinen Verlust erlitten haben sollte. Kurz darauf hatte, einem Telegramm aus Saigon vom 17. August zufolge, bei Nam Din ein zweites Treffen stattgefunden, in welchem Badens den Belagerern wieder schwere Verluste beigebracht, selbst aber keine erlitten haben sollte. Endlich wird berichtet, daß die Franzosen eine Kolonne nach Songtai absenden wollen, einer Stadt, die ungefähr vier deutsche Meilen oberhalb Hanois am Roten Flusse liegt. Nach diesen Gefechten und Plänen zu schließen, entwickelt man auf beiden Seiten eine beträchtliche Mühsigkeit, und die Verteidiger des Landes gegen die Franzosen sind zahlreich und sogar mit Artillerie versehen. Sie verteilen sich über alle Seiten des von den Franzosen besetzten Dreiecks am untern Laufe des Roten Flusses, ausgenommen das Stück an der Küste, wo die fremden Kanonenboote die Oberhand haben. Die Basis der Operationen und der Versorgung der französischen Truppen mit Munition und Proviant ist Haiphong, und die Punkte, von wo der Angriff ausgeht, sind Nam Din am südlichen Arme des Flusses und Hanoi, welches an seinem obern Laufe liegt. Das nächste Ziel der Verteidiger des Landes war augenscheinlich ein Vorstoß zur Unterbrechung der Verbindungen ihrer an den drei genannten Orten stehenden Gegner, welche an den Flüssen hin Stellung genommen haben; aber bis jetzt ist es jenen noch nicht gelungen, die Linien zu durchbrechen.

Soviel über den Stand der Dinge in Tonkin. Wichtiger in vielen Beziehungen als der dortige Feldzug ist der Entschluß der Franzosen, den Krieg nach Annam hinüberzutragen. Sie beanspruchen über dieses Reich kraft eines Vertrages, dessen Gültigkeit vom Peking's Hofe niemals anerkannt worden ist, die Schutzherrschaft. Der vor kurzem verstorbene König oder Kaiser soll, sich bewußt, daß er gleich seinen Vorgängern auf dem Throne von Annam ein

Basfall Chinas war, die ihm aufgedrungenen Bedingungen nicht erfüllt haben. Die betreffenden Ansprüche waren einige Zeit halb vergessen und lebten erst wieder auf, als man in Paris den Entschluß faßte, den etwas schattenhaften Besitztitel im Gebiete des Roten Flusses geltend zu machen. Diese Ansprüche auf herrschende Stellung in Annam erregten, als sie energisch erhoben wurden, die „Empfindlichkeit“ der Chinesen, deren Herrscher durchaus nicht gewillt sind, ihre suzeränen Rechte über die hinterindischen Landschaften Birma, Nepaul, Tibet und Annam aufzugeben. Man berichtet nun, daß der französische Admiral Mayer, über dessen Anwesenheit und Absichten schon früher Andeutungen durch die Blätter gingen, den Befehl erhalten habe, eine Flottendemonstration in den chinesischen Gewässern zu machen, um den Hof in Peking zum Verzicht auf seine Suzeränität über Annam zu „zwingen.“ Bestimmtere Nachrichten fehlen, man weiß nur, daß der Admiral und seine Panzerschiffe sich in der Nähe der großen Ein- und Ausfuhrhäfen des chinesischen Reiches befinden, und daß die Chinesen eifrig Vorbereitungen zur Abwehr eines Angriffs treffen. Wenigstens wollen die französischen Zeitungen Kunde haben, daß Massen von Gewehren, Munition und Kanonen herbeigeschafft und die Befestigungen an der Mündung des Peiho-Flusses mit Eifer verstärkt werden. Vor einiger Zeit wurde der Mandarin Li Heng Dschang, der in Süchina den Oberbefehl führt, auf seinen Posten zurückberufen, und es ist Grund zu der Annahme vorhanden, daß Truppenmassen in beträchtlicher Stärke in den südlichen Provinzen des himmlischen Reiches konzentriert worden sind. Andererseits veröffentlichte der Temps am 17. d. M. folgende sehr bezeichnende Notiz: „Es bestätigt sich, daß die an den verschiedenen europäischen Höfen beglaubigten Diplomaten Chinas sich von der zweideutigen Haltung ihrer Regierung sehr beunruhigt fühlen. Sie fürchten, daß die Absendung chinesischer Truppen nach Songtai und Nam Din, die als nahe bevorstehend geschildert wird, zu Verwicklungen führen würde, die um jeden Preis zu vermeiden seien. Sie haben daher das Dsong Li Samen (den chinesischen Staats- und Regentschaftsrat) benachrichtigt, daß ein solcher Schritt in Europa als ein Akt der Feindseligkeit betrachtet werden würde, welcher nach der Praxis zivilisierter Nationen nur stattfinden könnte, wenn ihr eine Kriegserklärung vorausgegangen wäre, und sie haben ihre Regierung gebeten, nicht nur den Abmarsch dieser Truppen zu verhindern, sondern auch die regulären Soldaten zurückzubeordern, die unter der schwarzen Flagge fechten.“ (Nach neueren Berichten wäre diese Mitteilung unbegründet, wenigstens hat sie der chinesische Gesandte in Paris, soweit sie ihn betrifft, in Abrede gestellt.)

Die Nachricht, daß die fünftausend Mann, welche seit einiger Zeit Nam Din umzingelt halten, reguläre chinesische Soldaten seien, verbunden mit dem Umstande, daß das Journal des Débats in diesen Tagen offen erklärte, „das himmlische Reich gebe sich nicht die geringste Mühe mehr, den offiziellen Krieg zu verbergen, den es vom Ausbruche der Feindseligkeiten in Tonkin an bis jetzt

mit Frankreich geführt habe," ist wichtig genug, um zu der Frage zu veranlassen, von welchem Kaliber die chinesischen Soldaten sind, denen die Franzosen entweder schon gegenüberstehen oder möglicherweise bald gegenüberstehen werden. Die Antwort darauf, die wir aus einem englischen Berichte schöpfen, ist nicht besonders ermutigend für die Franzosen, vorausgesetzt, daß sie durchgehendes oder auch nur in der Hauptsache der Wirklichkeit entspricht. Der Daily Telegraph läßt sich von einem Korrespondenten folgendes schreiben:

Es ist nicht lange her, daß einer von Ihrer Majestät Konsuln im Osten, als er Korea einen Besuch abstattete, welches gemeinschaftlich von einer beträchtlichen Abteilung chinesischer Truppen und einer kleinen japanischen Wache besetzt gehalten wird, Gelegenheit hatte, die Leute zu beobachten, welche die Regierung des himmlischen Reiches unter ihrem Befehle hat. Ein starker Verehrer und Bewunderer der Japanesen und von dem Wunsch erfüllt, daß ihnen die Einverleibung der Halbinsel Korea gelingen möge, mußte er sich doch sagen, daß die Soldaten des Mikado denen des Kaisers von China erheblich nachstanden. Er mußte zugeben, daß nichts besser sein könne als das Betragen oder richtiger die Mannszucht der letztern. Sie waren alle wohlbewaffnet, gut befehligt und zu allem möglichen bereit. Der Reisende im Innern Chinas sieht jeden Tag eine Menge Dinge, welche diese Meinung bestätigen; so z. B. längs der Ufer des Flusses zwischen Shanghai und Hangdschau und am Tientang-Strome, in der Richtung auf Weidschau zu. Hier kann man fortwährend große Massen chinesischer Soldaten unter der Führung militärischer Mandarinen exerziren und bivaciren sehen. Verschieden von den Leuten in den südlichen Provinzen, sowohl in physischer Hinsicht als in Betreff ihres persönlichen Mutes, setzen sie den Zuschauer in Erstaunen, so oft sie in Masse manövriren. Schöne, stattliche Männer, alle gut gekleidet und beschuht, mit Hinterladern bewaffnet, genügend mit Artillerie versehen und von Kavallerie unterstützt, bilden sie eine Streitmacht, die keine europäische Macht geringachten könnte. Auch sind sie nicht in asiatischer Weise eingeübt. Die Leute sind vielmehr fast alle unter der Hand europäischer Instruktooren gewesen, die ihnen ohne besondre Schwierigkeit Schliß und stramme Haltung beigebracht haben. Denn der Chinese ist vor allen Dingen ein Nachahmer, er versteht sich auf nichts so trefflich als aufs Kopiren, er hat daher sich leicht in alle militärischen Übungen, Schwentungen und Märsche gefunden und versteht recht wohl den Gebrauch europäischer Waffen. Es ist wahr, in den Städten nicht fern von der Küste, in Shanghai z. B. und selbst in Nanking, fällt das nicht so sehr in die Augen. Hier wird die Notwendigkeit, große Massen von Truppen bereit zu halten, nicht empfunden. Aber anderwärts stehen in den verschiedenen Teilen des Reiches zu jeder Zeit sehr beträchtliche Streitkräfte zur Verwendung in Bereitschaft, und diese sind ohne Ausnahme auf Manöver in europäischem Stil eingeübt. Natürlich spielt der Soldat in den grotesken Aufzügen, die man in den Städten Chinas jeden Tag herumparadiren sieht, keine schöne Rolle. Er trägt altmodische Waffen und Fähnchen, marschirt schlotterig und langsam und ist zufrieden, wenn er seinen Platz in dem Gliede behauptet, dem er zugeteilt ist. Aber es würde, wollte man sich von solchen Schaustellungen eine Vorstellung von dem Wesen des chinesischen Heeres bilden, ganz ebenso unbillig sein, als wenn man von den Gemappneten, die alljährlich beim Umzuge des Londoner Lordmayors paradiren, oder von den Bogenschützen in der Prozeßion Robin Hoods auf die

Tüchtigkeit oder Unbrauchbarkeit des englischen Militärs schließen wollte. Es ist notorisch, daß sich jetzt eine sehr starke Abteilung wohlgeübter und stammer Mannschaften von der Grenze Kuldschas in Tientsin befindet, und daß man vor kurzem eine sehr stattliche Truppe an die Grenze von Tonkin abgesandt hat, möglicherweise um die Grenze zu beobachten, möglicherweise auch um zu thun, was das Journal des Débats andeutet, um die Franzosen anzugreifen. Die letztern können natürlich über die Anwesenheit einer solchen Streitkraft nicht die Augen verschließen, auch wird Dr. Harmand, früher französischer Konsul in Siam, jetzt Kommissär der Republik in Tonkin, wahrscheinlich den Einfluß nicht unterschätzen, den ein solches Korps ausüben muß, und ebensowenig die Gefahr, die aus dessen Anwesenheit entspringen kann. Trotzdem ist es von der Anerkennung solcher Gefahr noch ein weiter Weg bis zu dem Entschlusse zu einer Remonstration, wie sie das französische Blatt mit den Worten andeutet: „Gewiß wird der Tag kommen, wo man dem Hofe von Peking eine Erklärung abverlangen wird.“ Die Sache ist viel zu ernsthaft, als daß man in Paris sich nicht noch geraume Zeit besinnen sollte. Die Verhältnisse liegen in China nicht mehr so wie in den Tagen, wo Palikaos Soldaten in ein paar Wochen von der Küste nach Peking marschirten und den Sommerpalast des Kaisers verbrannten. Seit dieser Zeit ist der Peihostrom durch europäische Ingenieure so stark wie nur möglich befestigt worden, und da er mit seinen Windungen und Untiefen nur mit kleinen Kriegsschiffen zu befahren ist, so ist durch jene Festungswerke alle Hoffnung, die chinesische Hauptstadt auf dem Wasserwege zu erreichen, abgeschnitten worden. Zwar würde es den Franzosen möglich sein, ein paar chinesische Küstenstädte zu bombardiren, sie würden damit aber französischen Kaufleuten mehr Nachtheil zufügen als den Chinesen, während dadurch jeder Franzose im Lande in die ernsthafteste Gefahr gebracht werden würde. Ohne Zweifel wird es in dem chinesischen Reiche mit seinem langgestreckten Küstensaume Stellen geben, wo eine Landung bewirkt werden könnte. Aber wenn man bedenkt, daß eine Bevölkerung von vierhundert Millionen Seelen eine unermessliche Masse von Truppen zur Verteidigung liefern könnte, wenn die Franzosen einen längern Weg bis nach Peking zurückzulegen hätten, und daß die Chinesen, aufgeklärt durch die Erfahrung des letzten Krieges, als zivilisirtes Volk, nicht als Barbaren kämpfen würden, so ist schwer zu sehen, in welcher Weise den Franzosen ein solches Vorgehen nützen könnte. Endlich war es in der letzten Zeit die offen kundgegebene Absicht der chinesischen Regierung, für den Fall einer Verwicklung mit Rußland oder Frankreich die Unterstützung europäischer Offiziere in Anspruch zu nehmen, und es leidet keinen Zweifel, daß in diesem Falle eine große Menge kriegskundiger Militärs bereit sein würde, unter der Drachenfahne des himmlischen Reiches Dienste zu nehmen. Die Raschheit, mit welcher die russische Regierung sich in der Kuldschafrage zum Einlenken und Nachgeben entschloß, beweist, daß ein Krieg mit China heutzutage keine leichte Sache mehr ist; denn wir haben keinen Grund zu vermuten, daß man in Petersburg über die Stärke der Chinesen schlecht unterrichtet war.

Französische Blätter haben auf Japan als einen Bundesgenossen Frankreichs gegen China hingewiesen, und man sprach eine Weile davon, daß man französischerseits die japanische Regierung zu einer Allianz zu gewinnen versucht habe. Nach englischen Berichten wäre das unrichtig, auch wäre nach denselben Quellen die japanische Armee nicht in der Verfassung, einen großen auswärtigen

Krieg zu führen. Dieselbe ist nicht einheitlich organisirt und geübt. Ein Teil der Truppen des Mikado, und zwar der kleinere, ist von Offizieren aus Frankreich eingezirt worden und nach Art des französischen Heeres gekleidet und bewaffnet. Die größere Hälfte aber trägt Uniformen, die eine fast genaue Kopie der deutschen sind, von der flachen, schirmlosen Mütze bis hinunter zu den hohen Stiefeln. Die früher hier beschäftigten französischen Offiziere sind schon seit Jahren entlassen und nach Hause gesandt worden, und an ihre Stelle sind deutsche Instruktoren getreten. Das wäre gewiß kein Nachteil, aber die Qualität der Armee läßt viel zu wünschen übrig. Das Menschenmaterial ist meist nicht viel wert. Die Leute sind nicht bloß klein, sondern größtenteils auch von schwächlichem Bau, und selbst die Infanterie, noch die beste Waffe, steht sowohl in ihren physischen als in ihren andern Eigenschaften erheblich tiefer als die in andern zivilisirten Ländern. Sie hielt sich vor kurzem allerdings sehr gut, als es eine Revolution niederzuwerfen galt, aber sie focht dabei wie asiatische Barbaren: die Leute zogen ihre Stiefel aus, warfen sie und die Schießgewehre beiseite und griffen die Gegner barfuß und mit den Säbeln in der Faust an. Als disziplinirte Truppen haben sie nicht viel zu bedeuten. Die Artillerie ist natürlich schwach, und wieviel die Kavallerie wert sein kann, läßt sich sofort aus der Erinnerung schließen, daß bis vor wenigen Jahren niemand in Japan, ausgenommen die Samurai oder der Adel, ein Pferd besteigen durfte. Ein Volk, welches in seiner großen Mehrzahl niemals zu Pferde gesessen und verhältnismäßig selten einen Reiter gesehen hat, kann nicht wohl in fünf oder sechs Jahren dahin gebracht werden, daß es eine tüchtige Kavallerie liefert. Abgesehen von diesen Mängeln sind die Japanesen tapfere Soldaten, aber ihre Befehlshaber haben sehr wenig Erfahrung und zeigen daher nur wenig Verständnis und Geschick in strategischen Dingen. Zu alledem kommt aber noch ein andres, was Japan schwerlich an Beteiligung an einem großen Kriege denken lassen wird. Das Land bedarf weit mehr des Friedens als des Krieges, es ist finanziell nicht in der besten Verfassung, es verwendet sein Geld viel besser auf weitere Fortschritte auf der Bahn der Gesittung, die es vor zwei Jahrzehnten mit gutem Erfolge betreten hat, als auf einen Krieg, der ihm im günstigsten Falle eine Vergrößerung durch Korea eintragen würde. Ein Kampf mit China würde nach der Meinung von Leuten, welche sich eine gute Kenntnis Japans zuschreiben dürfen, sehr wahrscheinlich mit einer Katastrophe für das kleinere Land endigen, selbst wenn dasselbe von den Franzosen einigermaßen unterstützt werden sollte.

Es scheint klar, daß die Energie, die in China in den politischen und militärischen Mittelpunkten seit einigen Monaten sich kundgab, sich verstärkt haben muß, als dem großen Rat in Peking die Nachricht zuing, daß Sue angegriffen und die Frage des französischen Protektorats über Annam nach dem Grundsatz *heati possidentes* entschieden werden solle. Das Ableben des Kaisers Tu Du hat den Franzosen eine gute Gelegenheit zur Ausübung ihrer Schutz-

herrlichkeit verschafft. Zu seinem Nachfolger war ein Sproß seines Hauses bestimmt, aber die patriotische Partei zog einen andern Prinzen vor, der sich entweder durch mehr Intelligenz oder durch mehr Eifer besser für ihre Pläne eignete. Die Franzosen können sich also, wenn es ihnen beliebt, einmischen, um den beiseite geschobenen Thronerben zu seinem Recht und Besitz zu verhelfen und sich ihn günstig zu stimmen oder um für ihre eignen Ansprüche zu kämpfen. Auf jeden Fall wird ein Vorgehen der Franzosen gegen die Hauptstadt von Annam dem Zögern auf chinesischer Seite ein Ende machen und den Streit zwischen den beiden Mächten zum Ausbruche bringen. Eine Beschießung der Hauptstadt Hue stellt den Anspruch Frankreichs in möglichst bestimmter Form auf und nötigt die chinesischen Staatsmänner, auch ihrerseits nicht mehr auf krummen, sondern auf geraden Wegen weiterzugehen. Admiral Courbet beabsichtigt, wie es heißt, zuerst die Forts einzunehmen, welche den Fluß sperren, und dann eine Weile sich ruhig zu verhalten und abzuwarten, welche Wirkung sein Vorgehen in Peking üben wird. Ist dieselbe eine ungünstige, so wird er Verstärkungen aus Frankreich an sich ziehen, eine kleine Armee bilden und weiterstromaufwärts marschiren. Er wird dabei des Beistandes von Kriegsschiffen entbehren. Vermag man seinen Marsch nicht aufzuhalten, so wird er sich endlich, dritthalb deutsche Meilen von der Mündung des Flusses vor Hue, einer von französischen Offizieren des vorigen Jahrhunderts nach europäischen Grundsätzen regelmäßig besetzten Stadt von 70 000 Einwohnern befinden, die aber so ausgedehnt ist, daß zu ihrer Verteidigung fünfzigtausend Mann erforderlich sein würden. Admiral Courbet wird viel Mut, viel Geschick und viel Glück nötig haben, wenn er sich dieses nach dem Muster des alten Baubanschen Straßburg besetzten Platzes bemächtigen will. (Nach neuern Pariser Nachrichten, die indeß der Bestätigung bedürfen, wäre der Admiral bereits vor der Stadt eingetroffen, und die Beschießung derselben hätte begonnen.)

Wir meinen, daß nach dem Gesagten die Absendung von fünftausend Mann Verstärkung nicht genügen wird, wenn die Pläne Frankreichs an den Ostgrenzen Siams mit Aussicht auf Erfolg in Angriff genommen werden sollen. Selbst zehntausend Mann frischer Truppen werden kaum dazu hinreichen. Ein Feldzug in den Bambussümpfen des Delta am Roten Flusse war schon beschwerlich genug, und nun kommt noch der Marsch gegen Hue hinzu. Das Klima Tonkims wird als „pestilenzialisch“ geschildert, und gesetzt auch, der Ausdruck liefe auf Übertreibung hinaus, so weiß man doch aus frühern Kriegen in diesen feuchten, heißen Marschgegenden Hinterindiens, wie rasch dort Menschen verbraucht werden. Krankheit bringt dort immer mehr Soldaten um als Stahl und Blei, und starke Märsche, Kämpfe auf nassem Boden im Dunst der Malaria der Moräste werden die Bataillone der Franzosen sehr bald zusammenschwinden lassen. Soll das Unternehmen also vollständig gelingen, so werden wiederholt starke Nachschübe von Truppen aus Frankreich die Lücken ausfüllen müssen, welche

Seuchen und Tod in den Reihen des Expeditionskorps reifen werden. Sollte China dann noch gegen die Franzosen marschiren lassen — woran wir noch zweifeln dürfen —, so würde man französischerseits noch weit mehr Truppen nachsenden müssen. Wenn man sagt, man werde sich mit Aushebungen an Ort und Stelle helfen können, so hat eine solche Einreihung eingeborner Rekruten in die französische Kolonialarmee allerdings schon vor Jahren stattgefunden und ist in der letzten Zeit in verstärktem Maße fortgesetzt worden, aber einheimische Soldaten vertragen zwar das Klima besser als europäische, kommen ihnen aber, zumal wenn sie rasch zusammengerafft und nach kurzer Zeit vor den Feind gebracht werden, wie in unserm Fall, an militärischer Tüchtigkeit nicht entfernt gleich. Es scheint daher, daß Tonkin und Annam, vielleicht auch Madagaskar, in den nächsten Monaten mehr und mehr Mannschaften der in Frankreich stehenden Armee in Anspruch nehmen werden. Die Franzosen werden aber selbst am besten wissen, was sie brauchen und was sie daheim entbehren können, und da sie allen Anzeichen zufolge geneigt sind, auf diese fernen Länder reichliche militärische Kräfte zu verwenden, so dürfen wir schließen, daß sie bei ihren Nachbarn in Europa viel Wohlwollen voraussetzen. Auf deutscher Seite werden sie sich darin — wir dürfen wohl sagen, selbstverständlich — nicht täuschen, und so ist ihre Politik in Ostasien eine weitere Bürgschaft für die Erhaltung des europäischen Friedens.



Die Vorrechte der Offiziere im Staate und in der Gesellschaft.



in Schriftchen unter dem obigen Titel, welches kürzlich in Berlin (bei Walther und Apolant) erschienen ist, hat einiges Aufsehen erregt und ist in der Presse mehrfach besprochen worden. Es richtet sich vorzugsweise gegen Aussprüche, welche der bekannte Militärschriftsteller v. d. Goltz in seinem Werke „Das Volk in Waffen“ gethan hat, und sucht nachzuweisen, daß die mannichfachen Vorrechte, welche die Offiziere in Staat und Gesellschaft genießen, keine innere Berechtigung haben. Die Schrift hat in dieser Beziehung ein reiches Material zusammengestellt. Die Sprache ist bei aller Entschiedenheit maßvoll und in der Form nicht verlezend. Wir können daher in aller Ruhe auf eine Besprechung mit dem Verfasser eingehen.